

Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung¹

Jo Reichertz

Die Pandemie

Die Corona-Pandemie gehört seit Anfang 2020 zum Alltag der globalisierten Welt. Sie traf die Gesellschaft als Ganze, weil jede Gesellschaft auf physischen Kontakt angelegt ist und ohne solche Kontakte nicht überleben kann. Sie traf auch die Wissenschaft und in besonderem Maße die empirische Sozialforschung – und nicht nur die qualitative, diese jedoch in besonderem Maße.

¹ Dieser Artikel geht auf das *Corona-Diskussionsforum mit Beiträgen zur sozialwissenschaftlichen Forschung* auf dem SozBlog der DGS zurück (vgl. <http://blog.soziologie.de/community/corona-und-der-stillstand-der-sozialwissenschaftlichen-forschung/>), das ich im Jahr 2020 über einige Monate hinweg moderiert habe. Einige Überlegungen aus meinen Blogbeiträgen habe ich hier aufgegriffen und teilweise wortgleich eingearbeitet. Der größte Teil des Artikels ist jedoch angesichts der rasanten, um nicht zu sagen: *dynamischen* Entwicklungen zu diesem Thema neu geschrieben worden. Danken möchte ich vielen, mit denen ich im Laufe der letzten Monate darüber diskutieren konnte – insbesondere danke ich Christian Lüders, Günter Mey, Michaela Pfadenhauer und Sylvia Wilz. Vieles von dem hier Geschriebenen berührt nicht nur die empirische Sozialforschung, sondern jede Art von wissenschaftlicher Arbeit, bei der die Corona-Pandemie zur Folge hat, dass man bestimmte Methoden der Datenerhebung bzw. der Datenrekonstruktion und Datenauswertung nicht mehr anwenden darf. Betroffen, wenn auch indirekt und auf andere Weise, ist auch die wissenschaftliche Praxis, welche für die Arbeit gut funktionierende Bibliotheken und/oder Archive benötigt. Neben der Forschung sind auch die universitäre Lehre, das Prüfungswesen, die Karrieren und die Verwaltung massiv betroffen. Wenn ich hier dennoch auf die empirische Sozialforschung und deren Probleme engführe (und die anderen Themen nur streife), dann allein aus dem Grund, weil ich mich damit besser auskenne.

Für alle, die für und von Wissenschaft leben, wurde dies schnell spürbar, als plötzlich alle Veranstaltungen abgesagt werden mussten, auf denen Wissenschaft sich normalerweise sichtbar machen kann. Insbesondere Tagungen, Workshops und Kongresse, bei denen viele Menschen an einem Ort auf engem Raum zusammenkommen, um miteinander zu sprechen, zu debattieren, zu scherzen, gemeinsam zu essen und zu trinken, galten plötzlich als besonders gefährliche Veranstaltungen – weshalb sie ausdrücklich verboten wurden. Manche Veranstalter solcher Zusammenkünfte haben sich deshalb entschlossen, die Veranstaltung dennoch stattfinden zu lassen, jedoch ohne Körperkontakt nur mithilfe der digitalen Medien. Sie haben also aus einer Veranstaltung in körperlicher Präsenz eine Veranstaltung in *unkörperlicher* Präsenz (ein Treffen von Bildern und Tönen) gemacht; auch in dem Glauben, dass es bei wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Beratungen vor allem um das *Wort* und das *Argument* gehe, und beides ließ sich dem ersten Anschein nach sehr gut mit den neuen Medien übertragen. Manche waren und sind der Meinung, dass die Pandemie gezeigt habe, dass vieles, was in der Wissenschaft zum Alltagsgeschäft gehört, in gleicher Güte auch mithilfe der Medien, also mit Hilfe von Telefon- oder Videokonferenzen möglich sei. Der digitale Soziologie-Kongress in Berlin 2020 war sicher eine logistische Meisterleistung, aber es blieb beim technisch vermittelten unkörperlichen Zusammensein, auch wenn intellektuell Funken flogen. Flirts blieben jedoch aus. Es gab keinen Streit und keine Versöhnung, und die Hotels, Restaurants und Gaststätten in Berlin gingen leer aus. Ähnliches ist auch für Genf und Wien zu erwarten, da auch der Schweizer Soziologie-Kongress Ende Juni und der österreichisch/deutsche Soziologie-Kongress Ende August digital ausgerichtet wurden bzw. werden.

Indem die mit der Pandemie einhergehenden Maßnahmen der Kontaktunterbindung all dies unmöglich gemacht haben, wurde sichtbar, wie notwendig das ist, was uns allen bislang als selbstverständlich und eher nebensächlich erschien – als Begleitmusik einer Veranstaltung, die doch im Wesentlichen vor allem Worte und Verstand zusammenbringen soll. Die teils massiven Kontakteinschränkungen in den letzten Monaten haben uns jedoch gezeigt, dass (wenn die Technik mitspielt, was sie nicht immer tut²) mit digitalen Medien hergestellte Präsenz zwar Treffen, aber keine Begegnungen sind.

2 Über dieses Thema muss man ein eigenes Kapitel schreiben. Der Alltag der wissenschaftlichen Kommunikation mittels digitaler Medien war und ist in Pandemiezeiten oft immer noch dadurch gekennzeichnet, dass die Universitäten gerade nicht mit der neuesten und sichersten Softwareapplikation ausgestattet sind, sondern dass vieles nur funktioniert, weil

Mittlerweile, also nach mehr als einem Jahr, haben wir einige Erfahrungen mit der Corona Pandemie gesammelt. Wenn die Prognosen der Epidemiolog*innen zutreffen, die Impfungen so wirken, wie sie wirken sollen, bald genügend Impfstoff vorhanden ist, nach der englischen, der brasilianischen, der südafrikanischen und der indischen Mutation, die ansteckender und aggressiver sind, keine weiteren Mutationen in den nächsten Monaten auftreten, wenn neue Mutationen nicht gegen die Impfung resistent sind, und nicht nur hinreichend viele Menschen in Deutschland, sondern auch in Europa und am besten weltweit geimpft sind, um so etwas wie Herdenimmunität zu erreichen, – ja, wenn all das eintrifft, dann können wir nach zwei oder drei Jahren vielleicht wieder zum Alltag und damit auch zum Alltag der empirischen Forschung zurückkehren.

Aber es wird ein anderer Alltag der Wissenschaft sein. Das scheint mir sicher zu sein. Sozialforschung, qualitative wie quantitative, wird sich verändern – möglicherweise bleibend: Dies nicht nur aufgrund der neuen Erfahrungen mit neuen Medien der Datenerhebung und Datenauswertung, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass die Sozialforschung auch in der Zukunft mit Pandemien rechnen und sie bei ihrer Planung berücksichtigen muss. Die Pandemie hat nicht, so wie viele hoffen, das Geschäft der Wissenschaft für ein paar Monate unterbrochen. Wissenschaft kann nach dem Sieg über die Pandemie nicht dort weitermachen, wo sie unterbrochen wurde, sondern sie wird sich geändert haben. Es wird kein Fortsetzen der alten Praxis geben, sondern die dann entstehende, sich jetzt schon abzeichnende neue Praxis der Sozialforschung wird stark von digitalen und online-gestützten Methoden der *Datenerhebung*, *Datenauswertung* und der *Projektorganisation* und damit auch der *Personalführung* geprägt sein.

Auch wenn die digitalen und online-gestützten Methoden der Sozialforschung und der Personalführung ohne Zweifel für bestimmte Aufgaben auch Gewinne mit sich bringen (Terminabsprache etc.), so sind sie unter

die Kolleg*innen improvisierend mit eigenen Bordmitteln operieren und dabei oft im Hinblick auf Datensicherheit und Legalität unsicheres Terrain betreten. Zudem müsste man ein eigenes Kapitel zu der *Nutzung digitaler Medien für die Lehre* und über die *Didaktik digitaler Lehre* schreiben. Die Beherrschung der einzelnen Lernplattformen und die Integration von Videoanwendungen in solche Plattformen ist keineswegs einfach, sondern erfordert von den Lehrenden einen erheblichen Lernaufwand. Angesichts der Tatsache, dass bei Lehrveranstaltungen über Videokonferenzen oft nur etwa 10 % der Studierenden mit Bild anwesend sind, muss man sich außerdem neue Formen der Ansprache und der Motivation einfallen lassen, also eine Art Kacheldidaktik – aber auch Praktiken der Selbstbeschäftigung, wenn trotz aller Mühen die Beteiligung und der Lernerfolg sehr gering bleiben.

dem Strich für die qualitative Sozialforschung alles andere als förderlich – sie werden meines Erachtens die Qualität der Sozialforschung deutlich beeinträchtigen. Aber nicht nur die Wissenschaft und die Wissenschaftler*innen leiden darunter, sondern auch die, die bei der Lösung ihrer Probleme auf wissenschaftliche Forschung angewiesen sind: Bestimmte Probleme und bestimmte Gruppen von Menschen werden – so meine Befürchtung – mit den neuen, onlinegestützten Methoden der qualitativen Sozialforschung nicht mehr angemessen untersucht werden können. All dies möchte ich im Weiteren erläutern, indem ich fünf Thesen vortrage und sehr kurz begründe.

1. Die gesamte Sozialforschung gerät durch die Pandemie in eine tiefgreifende und *nachhaltige Krise*, nicht nur, weil sie in Pandemiezeiten kaum mehr möglich ist, sondern weil sie bedingt dadurch – so steht zu befürchten – deutlich *weniger* durch Drittmittel *gefördert* wird.³ Dies gilt, obwohl alle Formen der Sozialforschung davon betroffen sind, besonders für die qualitative/interpretative Sozialforschung.
2. Die Qualität der Ergebnisse der Sozialforschung ist weniger gut, weil die *Methoden der Datenerhebung* nicht mehr den Fragestellungen entsprechend durchgeführt werden können, sondern nur noch mit hygienegerechten Ersatzinstrumenten, die jedoch oft nur unzureichende Krücken sind.
3. Die Qualität der Ergebnisse der Sozialforschung leidet, weil die *Methoden der Datenauswertung*, also die Arbeit der Forschungsteams aufgrund der Digitalisierung der Kommunikationsprozesse nicht mehr so effektiv ist. Dies auch, weil teilweise der soziale Zusammenhalt des Forschungsteams und die Ausrichtung auf ein Forschungsziel erodieren.
4. Die *wissenschaftlichen Karrieren* auf allen Qualifikationsstufen werden durch die Pandemie nachhaltig und *negativ beeinflusst*, weil die für die Qualifikation notwendigen Forschungen nicht oder verspätet durchgeführt werden, weil anstehende Drittmittelanträge nicht gestellt und weil Qualifikationsarbeiten nicht termingerecht fertiggestellt werden können.
5. Besonders schwerwiegend ist, dass die Erforschung der Lebensbereiche von Älteren, nicht so Gesunden, nicht so Wohlhabenden und nicht so Gebildeten auf absehbare Zeit nicht mehr *angemessen* durchgeführt werden kann.

³ Ob und wie sehr es zu einem pandemiebedingten Rückgang qualitativer Sozialforschung bzw. zum Rückgang bestimmter Methoden der Sozialforschung tatsächlich gekommen ist, das wird man erst in ein paar Jahren genau angeben können.

Die gesamte Sozialwissenschaft gerät durch die Pandemie in eine tiefgreifende und nachhaltige Krise

Die Coronapandemie und das damit verbundene allgemeine Kontaktverbot haben große Teile der Sozialforschung hart getroffen, nämlich jene, die auf physische Kontakte zu Untersuchenden bzw. zu Befragenden beruhen.⁴ Dies einerseits, weil viele *Datenerhebungen* nicht mehr wie in Projektanträgen oder in Forschungsdesigns vorgesehen stattfinden konnten (und immer noch nicht können): Gemeint sind damit alle Formen der *Feldforschung*, der an physische Kontakte gebundenen *Interviewerhebung* und der Durchführung von *Fokusgruppen*. Diese Formen der Sozialforschung sind auf längere Zeit (aus meiner Sicht zumindest bis Ende 2021) nicht mehr möglich. Für die, die das Leben besonders vulnerabler Gruppen mittels Feldforschung begleiten, wie zum Beispiel wir in unserem Projekt zur *Kommunikation mit Menschen, die mit der Diagnose Demenz leben müssen*, ist die Datenerhebung zum Stillstand gekommen. Wir können uns weder (wie als Alternative zur Feldforschung angedacht) auf öffentlichen Plätzen treffen, noch können wir mit den von uns beobachteten Ehepartnern spazieren gehen und dabei Gespräche führen. Das wurde uns ausdrücklich von der Gesundheitsbehörde des Landes Nordrhein-Westfalen verboten, weil einerseits (so wurde uns schriftlich mitgeteilt) die allgemeinen Vorgaben dies nicht zuließen, andererseits diese Art von Wissenschaft *nicht systemrelevant* sei. Wir können für unser Projekt, das mit der coronabedingten Verlängerung noch bis Oktober 2021 finanziert ist, nicht absehen, wann wieder Daten erhoben werden.

Andererseits sind Forschungsprojekte unabhängig davon, ob sie durch Drittmittel oder durch Eigenmittel gefördert werden, durch die Eindämmungsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Coronavirus massiv betroffen, weil die *Auswertung* der Daten und die Theoriebildung *nicht mehr* oder nur unter *erschwernten Bedingungen* stattfinden kann. Dies vor allem wegen der seit März 2020 verhängten (mal sanften und weniger sanften) Lockdowns und vor allem seit den strengen Lockdowns seit November 2020, die *Treffen der Projektteams* in Präsenz kaum möglich machen, weil die Universitäten und Institute ihrerseits teils sehr *weitreichende Verbote physischer Kontakte* ausgesprochen haben, die bis ins Frühjahr 2021 reichen. Sowohl die *Datenerhebung* als

⁴ Zu der Frage, inwiefern theoretisch und empirisch Forschende und darunter quantitativ und qualitativ Forschende betroffen sind und wie die Herausforderungen typischerweise aussehen, siehe die aktuelle Studie von Maria Keil und Tim Sawert (2021).

auch die *Auswertung* und die *Koordination* von Forschungsteams sind deshalb zurzeit nur unter erschwerten Bedingungen möglich.

Die Sozialwissenschaft gerät durch die Pandemie aber auch in eine Krise, weil sie (so meine Befürchtung) bedingt durch das Verbot physischer Kontakte nicht mehr oder zumindest weniger durch Drittmittel gefördert werden wird. Dies gilt zwar nur für bestimmte Methoden, die jedoch für die qualitative Sozialforschung essentiell sind.

Mich beschäftigt die Frage, ob und wie sich aufgrund der Erfahrungen mit der Pandemie die *Bewilligungs-* und *Förderungsbedingungen* für Forschungsprojekte ändern – und damit auch die Praxis der empirischen Sozialforschung. Hatte zum Beispiel die DFG zu Beginn der Pandemie bei keinem der vorgelegten Projektanträge geprüft, ob sie angesichts der Pandemie überhaupt durchgeführt werden können, so hat sich dies meines Wissens geändert. Denn der DFG bzw. den Fachkollegien der DFG (und das wird auch für die anderen Drittmittelgeber gelten) ist schon klar, dass sie angesichts der Pandemie sozialwissenschaftliche Anträge *nicht* alleine nach ihrer wissenschaftlichen Qualität beurteilen können. Vielmehr wird (für eine lange Zeit) berücksichtigt werden müssen, ob die geplante Studie, insbesondere wenn sie auf physischen Kontakt angewiesen ist, in dem beantragten Zeitraum auch tatsächlich so wie beantragt durchgeführt werden kann und zwar im Hinblick auf die geplante *Datenerhebung* (Kontakt Wissenschaftler*innen zu Beforschten), aber auch im Hinblick auf die geplante *Datenanalyse* (Kontakt Wissenschaftler*innen zu Wissenschaftler*innen). Ich bin sicher, dass jetzt und auch in den nächsten Monaten und (wahrscheinlich/vielleicht) in den nächsten Jahren kein Drittmittelantrag mehr eingereicht werden kann, der so tut, als gäbe es Corona und das damit einhergehende Kontaktproblem nicht.

Zwingend wird wohl werden, dass die Antragsteller*innen für ihr Forschungsvorhaben ein *Konzept* entwickeln und im Antrag beschreiben, wie sie unter Coronabedingungen entweder physische Kontakte vermeiden oder Kontakt mit hinreichend Abstand organisieren können – sowohl zu den Beforschten als auch untereinander. Gleiches gilt für alle, die eine Summer- oder Winterschool, einen Workshop, eine Tagung oder ein Arbeitstreffen beantragen wollen. Neben der Produktion eines inhaltlich überzeugenden Antrags werden alle also immer auch eine Art *Hygienekonzept* vorlegen müssen, das »überzeugt« – so die Auskunft der DFG; im Übrigen unabhängig davon, ob man das Hygienekonzept auch explizit so nennt oder nur entsprechende Praktiken der Kontaktvorsorge und Kontaktkontrolle erwartet.

Bestenfalls formuliert man also in einem künftigen Antrag einen *Plan A*, also den Einsatz bestimmter Methoden unter der Bedingung, dass die Corona Pandemie bedeutungslos geworden ist, und zugleich formuliert man einen *Plan B*, der Methoden benennt, die unter Coronabedingungen eingesetzt werden sollen. Die Prüfung und Bewertung eines Antrages wird also immer *auch* danach fragen, ob das Hygienekonzept und Plan B *überzeugend* sind. Es ist zudem leicht vorstellbar, dass die Entwicklung eines Hygienekonzepts/Plan B auch im Ethikvotum besondere Berücksichtigung findet – was meines Erachtens von besonderer Brisanz ist.

Die Bewertung der Überzeugungskraft eines Hygienekonzepts/Plan B im Bewilligungsprozess (und in einem Ethikvotum) ist jedoch nicht so einfach, weil das Wort *überzeugend* in diesem Kontext *drei*⁵ Gebrauchswesen hat. Überzeugend kann einerseits ein Hygienekonzept sein, wenn es nachvollziehbar darlegt, wie *gesundheitliche Gefahren* für die Untersuchten und die Untersuchenden eingeschränkt bzw. ausgeschlossen werden. Zum zweiten kann ein Hygienekonzept/Plan B aus *datenschutzrechtlicher* Sicht überzeugend sein; es muss also auch gewährleistet sein, dass die eingesetzten Medien der Kommunikation den Datenschutzbestimmungen und damit auch verbundenen ethischen Überlegungen gerecht werden.⁶ Zum dritten können ein Hygieneplan/Plan B und die dort aufgeführten Methoden *überzeugend* sein,

5 Angesichts der aktuell einsetzenden Diskussion über die grundsätzliche Berücksichtigung von *Nachhaltigkeit* bei wissenschaftlichen Arbeiten (zum Beispiel Santana et al. 2021) ist zu erwarten, dass die Nachhaltigkeitsbeauftragten von Universitäten sich zu Wort melden und vorgelegte Hygienekonzepte dahingehend prüfen wollen, ob sie den Prinzipien der Nachhaltigkeit entsprechen. So finden sich aktuell Auffassungen, dass Interviews und Beobachtungen auf Distanz, also mithilfe von Telefon- oder Videokonferenzen sehr viel nachhaltiger seien als Feldbeobachtungen und Interviews in Kopräsenz – würden doch die Reisen und die damit verbundenen Umweltbelastungen komplett entfallen. Auch diese Überlegungen, über die sich auch Kämmerer freuen, könnten in ein Ethikvotum einfließen. Falls es soweit kommt, müssten Hygienekonzepte also in vierfacher Hinsicht überzeugend sein. Hierzu noch eine Bemerkung: Es scheint mir so zu sein, dass die Entscheidungen für ein bestimmtes Design von Forschungsprojekten, die sich wesentlich aus epistemologischen Überlegungen speisen, zunehmend ergänzt und überlagert werden durch ethische, politische und rechtliche Überlegungen – ohne dass es einen nennenswerten Diskurs innerhalb der Wissenschaft darüber gegeben hat, was dies für wissenschaftliche Forschung bedeutet.

6 Dass dieses Problem keineswegs trivial ist, mag folgende Begebenheit erläutern. Auf einem Workshop, der mit der Software ZOOM (als freeware) organisiert wurde, hatte ich kürzlich berichtet, dass ich mit den Familien, die ich im Rahmen des Projekts *Kommunikation und Demenz* begleite, auch mittels WhatsApp kommuniziere. Mit Vehemenz wurde ich danach gefragt, ob ich diese Maßnahme von der Ethikkommission hatte genehmigen lassen. WhatsApp sei doch datenrechtlich vollkommen unsicher. Die betroffenen Familien

wenn sie aus *erkenntnistheoretischer Perspektive* geeignet sind, die angestrebten Forschungsziele zu erreichen. Und hier wird es auf einmal sehr schwierig. Denn in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung sind Fragestellung und Methode eng miteinander gekoppelt: Nicht jede Methode ist geeignet, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Es kann also sehr wohl sein, dass die Gutachter*innen im Beurteilungsprozess zu dem Ergebnis kommen, dass die *aufgrund des Hygienekonzepts* eingesetzten Methoden *nicht* geeignet sind, die geplanten Forschungsziele zu erreichen.

Angesichts der coronabedingten Notwendigkeit, neben der inhaltlichen Angemessenheit auch Hygienevorschriften zu beachten, ist die Vermutung nicht waghalsig, dass bestimmte Methoden in nächster Zeit nicht mehr bzw. deutlich weniger zum Einsatz kommen werden/können. Ganz besonders gilt dies für alle Formen der teilnehmenden Beobachtung oder der beobachtenden Teilnahme in der Feldforschung. Dies deshalb, weil diese Methoden nicht mit Hilfe digitaler Medien kontaktfrei durchgeführt werden können. Alle Formen der Beobachtung setzen den Kontakt der Körper voraus. Aber auch die Methoden, die wie zum Beispiel *Interviews* mit Hilfe von Fernmedien in einer bescheideneren Qualität durchgeführt werden können, werden zurückgehen. Dies hat Auswirkungen auf die Methodenentwicklung und die Zukunft der qualitativen und interpretativen Sozialforschung.

Was auch zu erwarten ist: Da vieles an Forschung mit digitalen Medien möglich wurde und vieles dadurch kostengünstiger, schneller und auch nachhaltiger, wenn auch weniger effektiv, erbracht werden konnte, ist die Vermutung nicht abwegig, dass die digitale Ausnahme sich zur neuen Normalform von Forschung mausert und dass in Zukunft dann extra begründet werden muss, wenn jemand kontaktnahe Methoden einsetzen möchte. Und ich kann mir gut vorstellen, dass Ethikkommissionen dann das letzte Wort haben.

darüber nicht aufzuklären, sei in hohem Maße unethisch. Eine Ethikkommission könne einer solchen Maßnahme nicht zustimmen. Wie gesagt – alles wurde in großem Rahmen via Zoom kommuniziert. Was in dieser Debatte nicht stattfand, war die Klärung der Frage nach der *Verhältnismäßigkeit*. Auf der einen Seite steht die Möglichkeit, dass WhatsApp die Metadaten der Handys der Nutzer*innen abgreift (aber wegen Ende-zu-Ende-Verschlüsselung keinen Zugriff auf die Inhalte oder versandte Bilder hat), auf der anderen Seite steht die Ermöglichung der Kommunikation mit Menschen, die unter der pandemiebedingten Isolation besonders leiden und für die in ihrem alltäglichen Leben WhatsApp ein viel genutztes Mittel ist, mit anderen zu sprechen und Informationen und Bilder zu teilen.

Die Methoden der Datenerhebung passen nicht mehr zu den Fragestellungen

Die qualitative/interpretative Sozialforschung mag zwar in ihrer theoretischen Grundlegung, ihren methodologischen Rechtfertigungen und auch in der Bevorzugung bestimmter Methoden uneins sein. Aber in einem Punkt sind sich alle einig – nämlich in der Überzeugung: *Die Methoden müssen zu den Fragestellungen passen!* Erst kommt die Fragestellung, dann die Methode und dazwischen die Überlegung, welche Methode zu welcher Fragestellung passt.

Die Pandemie aber hat (wie oben ausgeführt) die erkenntnistheoretisch begründete Verbindung von Fragestellung und Methode gelockert und ihr andere – nämlich praktische und moralische Überlegungen zur Verbindung von Hygiene und Methode zur Seite gestellt. Es geht jetzt (und vielleicht auch in Zukunft) nicht mehr nur darum zu überlegen, welche Methode geeignet ist, valide Ergebnisse zu einer bestimmten Fragestellung zu erbringen, sondern welche Methode unter Bedingungen der Pandemie überhaupt *eingesetzt* werden kann/darf. Die Frage nach der Angemessenheit der Methode kommt dann schnell unter die Räder. Das hat aus meiner Sicht zwei Folgen: Die erste ist, dass nicht mehr die *besten* Methoden (also die zur Fragestellung passenden) eingesetzt werden können, sondern solche, die zwar Daten hervorbringen, die aber nur die zweit- oder drittbesten sind, um zu dem angestrebten Ziele zu kommen. Das führt zwangsläufig dazu, dass auch die Resultate dünner, weniger tief und weniger begründet und nicht valide sind.

Die zweite Folge ist genauso arg: Wenn wegen der Pandemie jetzt die Frage vorrangig ist, welche Methoden überhaupt noch möglich sind, dann wirkt dies auch auf die *Forschungsfrage* zurück. Kurz: Manche Fragen können dann nicht mehr gestellt – also auch nicht mehr beantwortet werden. Verschiedene Bereiche qualitativer Sozialforschung, bestimmte Fragestellungen, die man nur durch kontaktnahe Forschung bearbeiten kann, fallen unter den Tisch.

Mediengestützte Interviews unterscheiden sich grundsätzlich von Interviews in Kopräsenz

Ohne Zweifel hat die Verlagerung wissenschaftlicher Kommunikation in den digitalen Raum auch Vorteile für die Sozialforschung. Manches geht schneller – vor allem Absprachen; manches auch effektiver. Grundsätzlich

verbessert hat sich die Barrierefreiheit. Man braucht keinen Antrag mehr zu stellen, um die Mittel für eine (Auslands-)Reise einzuwerben, sondern man nutzt das digitale Netz. Und das ist (scheinbar) kostenfrei. Man hat schneller und leichter Zugang zum wissenschaftlichen Diskurs, der sich zunehmend für das Netz aufbereitet und verfügbar macht. Treffen und Workshops sind schnell geplant und schnell durchgeführt. Ein Wermutstropfen: Viele Bibliotheken und Archive sind, da vieles (noch) nicht digitalisiert ist, wegen der Lockdownmaßnahmen nicht zugänglich. Scans von gewünschten Artikeln können nicht angefertigt werden.

Auch für manche Methoden der Datenerhebung und Praktiken der Zusammenarbeit hat das Netz mit seinen Möglichkeiten der Fernkommunikation Vorteile gebracht. So kann man Interviews, die früher persönlich geführt und mit Tonband aufgezeichnet wurden, jetzt in Form einer Videokonferenz führen, wobei zugleich das Bild mitaufgezeichnet werden kann. Auf den ersten Blick scheint es also zu sein, als habe sich die Interviewforschung und die Erhebung von sprachlichen Daten erleichtert. Das mag zutreffen, wenn Telefon- oder Skype-Interviews dazu genutzt werden, schnell und kostengünstig zu ermitteln, wie Personen ihr Handeln und ihre Ansichten in wissenschaftlichen Interviews sich und anderen erklären. Wenn Sozialforschung mehr will, dann bringen solche Interviews jedoch dünne Einsichten.

Besonders irritierend ist für mich, wenn Sozialforscher*innen, die qualitativ oder interpretativ arbeiten, die Ansicht vertreten, es sei überhaupt kein Problem, die Interviews, die man früher von Angesicht zu Angesicht führte, jetzt via Skype zu führen – ermöglichten diese doch, von den Befragten schnell und effektiv die Information einzusammeln, die man für die eigene Forschung brauche. Irritierend ist eine solche Sicht, weil es in der qualitativen Sozialforschung einen breiten Konsens darüber gibt, dass Interviews eine besondere Form der Interaktion sind, in der gemeinsam eine Wirklichkeit erzeugt wird. Bei diesem Akt der gemeinsamen kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit spielt das Medium, in dem dies geschieht, eine wesentliche Rolle. Dies deshalb, weil das Medium bestimmte Teile der Identität und der Körperlichkeit des anderen (nicht) zugänglich und spürbar macht. Insofern unterscheiden sich Interviews von Angesicht zu Angesicht von Interviews über Skype oder Telefon grundsätzlich⁷ – und deshalb auch

⁷ Hier wird erst einmal nur gesagt, dass Skype-Interviews *etwas anderes* erbringen als Interviews in körperlicher Präsenz. Ob das, was sie erbringen, im Hinblick auf die Forschungsfrage qualitativ besser oder schlechter ist, das wird wohl von der Forschungsfrage

die Daten. Das jeweilige Setting schafft einen Unterschied, der einen Unterschied macht – eine für Sozialwissenschaftler*innen eigentlich selbstverständliche Erkenntnis, die zu Pandemiezeiten jedoch leicht vergessen wird.

Für eine qualitative/interpretative Sozialforschung, welche die soziale Welt der Untersuchten verstehen und erklären will, auch indem sie bei der Analyse *hermeneutische* Verfahren einsetzt, ist die Lage eindeutig: Mit den digital aufgezeichneten Skype-Interviews werden Daten produziert, die sich in Form und Inhalt von den Daten persönlich unter Bedingungen der Anwesenheit geführter Interviews grundsätzlich unterscheiden (vgl. Basch et al. 2020) und deshalb nicht zu vergleichen sind. Zudem sind sie schwer zu interpretieren, weil wir über die Beziehungsdynamik des sozialen Dramas Online-Interview und deren Auswirkungen auf die erzählten Inhalte noch relativ wenig wissen.

Mein Punkt ist: Sicherlich kann man bei seiner Forschung immer auch reflektieren, welche Methoden geeignet sind, die praktische Arbeit der Datenerhebung und Datenauswertung zu erleichtern und zu ökonomisieren. Das ist vollkommen legitim. Allerdings müssen diese Veränderungen der Praxis der Forschung immer verbunden werden mit einer methodologischen Reflexion der Auswirkungen dieser neuen Praktiken der Datenerhebung bzw. der Datenproduktion. Ohne eine solche methodologische Reflexion, und bislang sehe ich noch nicht, dass diese begonnen hat, bewegt sich eine solche Sozialforschung auf sehr dünnem Eis.

Die Ergebnisse gemeinsamer Datenauswertung mittels digitaler Medien sind schwächer

Die Notwendigkeit der methodologischen Reflexion gilt auch für die Methoden der Datenauswertung – findet die gemeinsame Datenauswertung in Pandemiezeiten doch vornehmlich mittels digitaler Medien statt. Dies verändert die Arbeit der Auswertung maßgeblich – nicht zum Besseren. Dies möchte ich an den Besonderheiten der gemeinsamen Forschungsarbeit mittels Videokonferenzen kurz erläutern. In unserem Projekt zur Demenz (aber

abhängen. Möglicherweise reduziert ein solches Interviewsetting den Einfluss des Interviewenden auf den Inhalt des Interviews, aber es vergrößert das Unwissen darüber, in welcher Situation der/die Interviewte sich gerade befindet und wie sich dies auf die Interviewgestaltung und -inhalte auswirkt.

in allen anderen auch) werden alle Daten gemeinsam innerhalb der Forscher*innengruppe interpretiert. Zu normalen Zeiten befinden wir uns dafür in einem Raum, schaffen und teilen eine Atmosphäre, können uns hören und riechen und können uns ansehen. All dies ändert sich, wenn man mittels Zoom Daten interpretiert. Jeder sitzt dann vor seinem Bildschirm zu Hause und unsere gemeinsame Aufgabe besteht darin, kommunikativ eine Interpretation zu schaffen, von der wir alle überzeugt sind, dass sie den Daten gerecht wird. Insbesondere die medienspezifischen Formen einander anzusehen, wirken sich auf das Interpretationsgeschehen aus.

Denn mit jemandem in der Videokonferenz zu sprechen, bedeutet, dass ich ihn zwar *ansehen*, aber nicht *anblicken* kann. Das ist aus meiner Sicht ein für Videokonferenzen ganz entscheidender Punkt. *Man kann einander nicht wirklich in die Augen sehen*. Aber es ist von Bedeutung, dass man in Ko-Präsenz dem Anderen in die Augen schauen kann, und zwar immer wieder, um zu sehen, was er von dem Gesagten hält und was er von mir (und anderen) hält. Man kann den Anderen immer wieder anblicken und dabei auch sich selbst in dessen Spiegel sehen.⁸

Das hat weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Gesprächsorganisation (da ist vieles aus der *conversation analysis* bekannt), sondern auch für die Möglichkeit des *Verstehens* seines Gegenübers, zudem für das gegenseitige *Spiegeln* und die *Handlungsabstimmung*. Denn die Unmöglichkeit, sich gegenseitig anzublicken, behindert die Aufnahme und Prüfung eines echten Kontakts – und zwar massiv. Ansehen ist, wenn man so will »unbeseelt«, während anblicken »beseelt« ist.⁹ Allerdings ist Letzteres (zumindest in Videokonferenzen bislang noch¹⁰) nicht möglich. Denn wenn ich meinem Gegenüber das Gefühl vermitteln will, dass ich *ihn* anblicke, dann muss ich bei

8 Damit möchte ich keineswegs in Abrede stellen, dass es *skopische Medien* gibt (Knorr-Cetina 2012) und dass es mithilfe skopischer Medien möglich ist, eine echte Intersituativität herzustellen (Hirschauer 2014). Es steht allerdings infrage, ob mediale Intersituativität die gleichen Eigenschaften aufweist wie die Kommunikation unter körperlich Anwesenden. Untersucht werden müsste in empirischen Studien, ob und wie sich verschiedene Formen der medialen Intersituativität auf die kommunikative Konstruktion von wissenschaftlichen Weltdeutungen auswirkt, sowohl im Hinblick auf die Inhalte als auch im Hinblick auf deren Überzeugungskraft.

9 Natürlich werden die Worte *ansehen* und *anblicken* im Deutschen, vor allem in der Umgangssprache, auch anders verwendet. Oft (selbst in dem Stilwörterbuch des Duden) werden sie auch synonym verwendet. Dennoch haben die Wörter unterschiedliche Konnotationen.

10 Auf diese meines Erachtens ganz wesentliche Schwäche hat Apple schon reagiert. Denn *Facetime* kann mittels eines Algorithmus, der die Blickrichtung der Sprechenden korrigiert, es so aussehen lassen, als würde man sich bei Videoverbindungen tatsächlich anblicken.

Videokonferenzen in die Kamera schauen, die sich am oberen Rand des Bildschirms oder oberhalb des Bildschirms befindet. Tue ich dies, dann haben alle diejenigen, die an der Videokonferenz beteiligt sind, den Eindruck, ich würde sie (und zwar nur sie) ansehen, ich würde sie sogar anblicken – allerdings niemand weiß, wen ich genau anblicke, da ich ja alle anblicke. Nur wenn ich in einer Videokonferenz mit *einer* Person bin, hat diese den Eindruck, wenn ich in die Kamera blicke, dass ich speziell *ihn/sie* anblicke – auch wenn das tatsächlich nicht der Fall ist. Denn ich kann ihm/ihr nur diesen Eindruck vermitteln, wenn ich gerade *nicht* in seine/ihre Augen schaue, die ich auf dem Bildschirm sehe, sondern wenn ich meinen Blick abwende und in die Kamera schaue.

Bei Videokonferenzen mit mehreren ist das Problem noch vertrackter. Die Beteiligten können, wenn sie glauben, von mir angeblickt zu werden, zwar versuchen zurückzublicken, also meinen Blick zu erwidern, doch dieses Zurück-Blicken kann ich nicht wahrnehmen, da ich ja immer noch in die Kamera schaue und ich deshalb das Gesicht und die Augen der Anderen nur in der Peripherie meines Blickfeldes wahrnehmen, jedoch nicht fokussieren kann. Sobald ich jedoch versuche zurückzublicken, also zum Blick der Anderen zu wechseln, sehen die Anderen nicht mehr, dass ich ihnen in die Augen schaue. Sie bemerken stattdessen, dass ich gerade den Augenkontakt abgebrochen habe. So entsteht eine unaufhebbare Asynchronie, die das gemeinsame Anblicken (auch wenn man es immer wieder versucht) unmöglich macht und damit alle die sozialen Prozesse, die darauf beruhen, dass man sich gegenseitig anblickt und dabei Übereinstimmung bzw. Dissens feststellt.

Die Bedeutung des Einander-Anblickens ist bislang in der wissenschaftlichen Literatur (zu) wenig beachtet und untersucht worden. Allein im Liebesdiskurs, und damit meine ich sowohl den wissenschaftlichen und literarischen Diskurs über Liebe als auch den Diskurs der Liebenden, wird an zentraler Stelle immer wieder das Versinken im Blick des Anderen als wesentliches Merkmal des Erkennens der gegenseitigen Liebe und des Miteinander-Eins-Werdens thematisiert. Auch in Prüfungs- und Vernehmungssituationen ist das gegenseitige Anblicken von zentraler Bedeutung für das Verstehen und die Handlungsabstimmung, für die Einschätzung, ob jemand über Wissen verfügt oder die Wahrheit sagt oder nicht. Zudem wissen wir aus der Gewaltforschung, dass in Konfrontationssituationen das Standhalten bzw. das Nichtstandhalten des Blicks (*shoot out* mit Blicken) als Machtkampf mit Blicken aufgefasst wird und der Ausgang dieses symbolischen

Kampfes entscheidend dafür ist, ob es zur handgreiflichen Gewalt kommt oder nicht.

Im Kontext wissenschaftlicher Datenanalyse ist das Einander-in-die-Augen-Blicken vor allem für zwei Ziele besonders wichtig: einerseits für die *Schaffung eines Arbeitsflows*, andererseits für die *Schaffung einer gemeinsamen Überzeugung*. Letzteres wird besonders deutlich und wichtig in gemeinsamen Interpretationssitzungen. Bei Interpretationssitzungen via Videokonferenz fällt sofort auf, dass kein richtiger *Flow* zustande kommt, dass nicht in schneller Folge Redebeitrag auf Redebeitrag folgt. Normalerweise entsteht durch die schnelle Folge von Redebeiträgen eine Art *Sog*, der alle dazu drängt, sich zu beteiligen. Dieser Interpretationsflow, der die Teilnehmer*innen in der Kopräsenz nicht nur beflügelt, sondern auch auf gute Gedanken kommen lässt, entsteht in Videokonferenzen meines Erachtens deshalb nicht, weil wegen des fehlenden Augenkontakts keine echte Interpretationsgemeinschaft entsteht. Stattdessen bleibt jede*r bei sich vor ihrem/seinem Rechner im Arbeitszimmer, erlebt nicht die Atmosphäre der Gemeinsamkeit, sondern bleibt auf Distanz¹¹ und wird *nicht* in die Interaktionsdynamik hereingezogen. Das kann auch Vorteile haben, weil die innere Distanz dafür sorgt, sich nicht zu schnell einer Lesart anzuschließen; diese innere Distanz hat aber auch den Nachteil, dass es sehr viel schwieriger wird, überhaupt eine gemeinsame Lesart zu entwickeln.

Die nicht aufkommende Gruppendynamik hat zudem zur Folge, dass es zu keinem echten *Gruppenkonsens* kommt. In Interpretationsgruppen unter Kopräsenz können alle, die sprechen, in den Augen der Anderen *lesen*, was diese von dem jeweiligen Redebeitrag halten – sie haben nämlich in der Konversation die Pflicht, den jeweils laufenden Gesprächsbeitrag mit ihren Körpern und Augen zu evaluieren. Zustimmung in den Augen der Anderen treibt einen dazu, weiter zu sprechen; der leere oder der zweifelnde Blick dagegen hemmt das Weitersprechen und lässt einen leicht verstummen.

11 Die mittels digitaler Medien erzeugte soziale Distanz in Forschungsteams hat auch Folgen für die Qualität der Zusammenarbeit, da es nicht möglich ist, in Forscher*innengruppen die Nähe und Gemeinsamkeit kommunikativ immer wieder herzustellen, die für gemeinsame Arbeit konstitutiv ist. Denn auch Nähe und Gemeinsamkeit müssen jeden Tag aufs Neue hergestellt werden. Doch wie gelingt dies zu Zeiten digitaler Zusammenarbeit auf die Ferne? Wie lässt sich der *common ground* und das *common goal* von Forschung herstellen? Mir scheint, je länger das virtuelle Ferndasein den Arbeitsalltag von Forschung bestimmt, desto mehr erodieren Teamgeist und das gemeinsame Ziel. Fraglich ist, ob das, was jetzt noch aufgrund des Improvisationsgeschicks vieler möglich ist, auch auf Dauer aufrecht zu erhalten ist.

Wenn jedoch alle Beteiligten einander mit Blicken signalisieren, wie produktiv das gerade Geäußerte ist, dann entsteht nicht nur ein Flow, sondern mit jeder Spur von Zustimmung im Blick versichern sich Blickende wie Angeblickte, dass sie auf der richtigen Spur sind – und sie verpflichten sich auf diese Spur und machen sie somit fester. Auf diese Weise entsteht nicht nur schrittweise eine gemeinsame Lesart, sondern es entsteht auch eine Lesart, die von allen durch ihre jeweiligen Blicke ratifiziert wurde. Dies schrittweise Erarbeiten einer Interpretation und deren jeweilige Bestätigung durch die Blicke der Anwesenden schafft also eine gemeinsame Lesart, von der alle überzeugt sind; es kommt zu einer kommunikativen Konstruktion der Ausdeutung der gerade untersuchten Daten, an die alle glauben können.

Digitale Medien schaffen ein ungutes Klima für Gruppenintegration und unfertige Ideen

Aus meiner Sicht ist das Sich-immer-wieder-kurz-Anblicken-können auch für die Schaffung von Gemeinschaft von zentraler Bedeutung. Denn der Kontakt im Moment des Gegenseitig-sich-Anblickens (Blickkontakt) zeigt den Beteiligten immer wieder, wer man füreinander ist und was von den Aussagen des Anderen zu halten ist. Aber wenn wir uns *nicht* anblicken können, dann kann der Andere mich so wenig spiegeln wie ich ihn. Insofern sind Verstehen *und* Handlungsabstimmung durch Anblicken, also die *informelle* Handlungsabstimmung deutlich erschwert.

Diese Form der Handlungsabstimmung, die in allen Organisationen von großer Bedeutung ist, leidet durch Telefon- und Videokonferenzen. Selbst wenn man versucht, in Videokonferenzen das Informelle zu simulieren (durch Pausen und das informelle Gespräch vorher und nachher) wird dennoch wegen des medialen Rahmens, der Aufzeichnungen prinzipiell ermöglicht, das Informelle zum Formellen. Damit verliert das Informelle seine Kraft – sowohl seine *innovative* wie seine *integrierende*. Träfe man sich nicht im Netz, sondern stattdessen an einem konkreten Ort, in einem konkreten Haus zu bestimmten Zeiten, dann gäbe es dort immer ein Vorher, ein Nachher und die Pausen dazwischen – alles Gelegenheiten, zwischen Tür und Angel, am Wasserspender, in der Cafete, an der Bar bei einem Glas Wein, Bier oder Brause Informelles kurz anzusprechen und miteinander abzustimmen.

Telefon- und Videokonferenzen sind daher *keine* Lösung für gemeinsames Forschen und Teamintegration zu Coronazeiten, sondern sie sind nur *Krücken*.¹² Deshalb sollte man meines Erachtens in nächster Zeit nicht alle seine Chips auf digitale Handlungsabstimmung setzen, sondern auch und *verstärkt* nach nicht-virtuellen Räumen suchen, in denen *gemeinsame* Forschung und Gruppenintegration leichter möglich sind. So kann man sich auch in *Außenanlagen*, auf dem Campus, in Parks, auf Wiesen und in Gärten treffen – also überall, wo mehr Platz und Luft ist, aber dennoch Begegnung. All das wird nicht immer und nicht für alle Zwecke gehen, aber es verbessert das Klima für gute und effektive Zusammenarbeit. Zumindest ein wenig.

Das kommunikative Mit- und Gegeneinander ist in der Wissenschaft außerordentlich fruchtbar, und ich bin sicher, dass noch keine wissenschaftliche Entdeckung oder eine gute Idee *monologisch* entstanden ist. Stets sind das eigene Denken und die eigenen Entdeckungen eingebunden in einen gedanklichen oder tatsächlichen, durchaus streitbaren Diskurs mit Kollegen und Kolleginnen, die noch leben, und anderen, die schon vor Jahrhunderten verstorben sind. Wissenschaftlicher Fortschritt basiert deshalb immer auf Dialog, also Kommunikation. Dies hat sich auch zu Coronazeiten nicht verändert. Aber die Bedingungen.

Verändert hat sich nämlich, dass man jetzt Gespräche über das, was einem durch den Kopf geht und was man gerne einmal mit anderen Aug' in Aug' besprechen möchte, dass all dies jetzt telefonisch oder per Videokonferenz erfolgt bzw. zu erfolgen hat. Letzteres ist wichtig, da verschiedene Hochschul- und Institutsleitungen sehr dringlich darauf hinweisen, dass gemeinsame Forschung in einem Raum vorerst nicht möglich ist. Dienstliche Besprechungen (und das schließt gemeinsame Forschung mit ein) mit mehr als zwei Personen sollen vorrangig digital durchgeführt werden und nur im Ausnahmefall in Präsenz. Die Vorgaben beinhalten auch, dass die Vorgesetzten die Mitarbeiter*innen in ihrem Bereich dazu anhalten müssen, während ihrer Anwesenheit physische Kontakte untereinander auf ein Mindestmaß einzuschränken und die Abstandsregelungen einzuhalten. Bleibt allein der virtuelle Raum – also Video- und Telefonkonferenzen.

12 Für manche Praktiken, die für Wissenschaft konstitutiv sind, sind die digitalen Medien noch nicht einmal Krücken, sondern weitgehend unbrauchbar. So zum Beispiel bei der Durchführung akademischer Riten. Will man nämlich die Verabschiedung einer Kollegin oder eines Kollegen mit einer ehrenden Festveranstaltung feiern, dann »verhungert« die Performativität des Rituellen, wenn alle über eine Videokonferenz der Kollegin oder dem Kollegen ihre Achtung zollen wollen und die oder der zu Ehrende alleine vor seinem Bildschirm sitzt.

Allerdings ist allen diesen medialen Formen der kommunikativen Handlungsabstimmung gemeinsam, dass sie in der Regel einen etwas *formelleren Rahmen* haben, dass man sich klar verabredet, genaue Zeiten festsetzt für Beginn und Ende, oft auch Protokoll führt oder das Tonband mitlaufen lässt. Obwohl all dies auch bei Forschung unter Anwesenden in der Regel der Fall ist, verändert die höhere Formalität und vor allem der Umstand, dass es kein informelles Vorher und Nachher gibt, die Kommunikationssituation maßgeblich.

Was aus erkenntnistheoretischer Sicht an diesem neuen Setting aber entscheidend ist: Der formellere Rahmen macht es unwahrscheinlicher, dass Halbgares und Informelles zur Sprache kommen, dass man etwas Noch-nicht-recht-Bedachtes dahinsagt, einfach im und durch Aussprechen ausprobiert, dass man (wie Heinrich von Kleist 1878 so treffend erläutert hat) die Gedanken im Sprechen mit anderen langsam verfertigt – all das fällt im digitalen Raum leicht weg. Dabei ist es bei allen Formen der Forschung und natürlich auch bei der Betreuung von Studierenden, Promovierenden, Habilitierenden und Projektmitarbeiter*innen so wichtig, auch informell miteinander sprechen und Informelles miteinander besprechen zu können.

Wissenschaftlichen Karrieren werden durch die Pandemie beeinträchtigt

Die mit der Pandemie verbundenen Kontakteinschränkungen haben jedoch nicht nur den Kontakt zu den Beforschten und den Kontakt der Forschenden untereinander erschwert oder sogar verhindert, sondern behindern auch wissenschaftliche Karrieren. Dies vor allem, weil viele Projektleiter*innen und Mitarbeiter*innen *Kinder* haben, die wegen der pandemiebedingten Beschränkungen nicht mehr die *Kitas* besuchen dürfen, oder Kinder, die noch zur *Schule* gehen, und die jetzt zu Hause von ihren Eltern beschult werden müssen. Wer einen Home Office Platz hat, kann in der Regel die Notversorgung nicht in Anspruch nehmen. Erschwerend kommt manchmal hinzu, dass Forscher*innen selbst zu den besonders *vulnerablen Gruppen* gehören und sich ein strenges Kontaktverbot auferlegen.

Die an den Hochschulen fast flächendeckend eingeführte Arbeit im Home Office bringt es mit sich, dass Berufungsverfahren nicht oder sehr viel später abgeschlossen, Einstellungen und Verlängerungen nicht oder sehr viel später

vorgenommen werden können, weil die zuständigen Gremien jetzt digital ihre Handlungen abstimmen müssen, was oft sehr zeitaufwendig ist. Entscheidungsprozesse auf allen Ebenen haben sich deutlich verlangsamt. Wo Berufungen auch von einer Probevorlesung abhängig sind, müssen völlig neue Formen des Nachweises didaktischer Fähigkeiten erbracht werden.

Die Pandemie hat aber auch massive Auswirkungen für die Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses: Masterarbeiten, Dissertationen und Habilitationen, die mit qualitativen und interpretativen Verfahren arbeiten, geraten teils massiv in Verzug, weil die Datenerhebung nicht mehr oder erst später oder mit anderen Methoden möglich ist. Alle *Forschungsarbeiten* – seien es drittmittelgeförderte Projekte oder private Vorhaben – werden in den nächsten Monaten, möglicherweise in den nächsten ein oder zwei Jahren keine Untersuchungsmethoden anwenden dürfen,¹³ die einen physischen *Kontakt* zu den Untersuchten zur Voraussetzung haben.

Die DFG (und andere Drittmittelgeber) haben sehr früh und sehr unterstützend auf die coronabedingten Veränderungen der Forschungsbedingungen reagiert und aufwandsarme (kurze) Verlängerungen ermöglicht – und zwar zunächst für Projekte, die im Juni 2021 enden, später auch für Projekte, welche erst am 31. Dezember 2021 enden (DFG 2020; DFG 2021). Projekte, deren Weiterführung wegen der pandemiebedingten Einschränkung des gesellschaftlichen Lebens gefährdet ist, können also ohne großen Aufwand für *drei Monate* zusätzliche Mittel beantragen, nämlich 80 % ihrer durchschnittlich bewilligten Mittel. Das funktioniert schnell und reibungslos, was ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Diese Soforthilfen decken jedoch nicht 100 % des Bedarfs eines Projekts ab, sondern in meinem Falle *nur* 75 %, was de facto dazu führt, dass man nur zehn Wochen verlängern kann. Und natürlich sind drei Monate bzw. zehn Wochen viel zu wenig. Die Neuorganisation der Arbeit, das Einrichten neuer Arbeitsroutinen, die Entwickeln neuer Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung, die neue Austarierung der Verbindung von Privatleben und Arbeitsleben im Home Office, die Übernahme von Sorgeverantwortung für Kinder und kranke Verwandte und die Bewältigung von Sinn- und Existenzkrisen, die die Pandemie in unterschiedlicher Ausprägung mit sich bringt, all dies (und noch Vieles mehr) kostet sehr, sehr viel Zeit.

13 Es fragt sich, welche Auswirkung das für die Bewertung der Arbeiten hat: Werden die Prüfer*innen die »alten« Standards anlegen oder großzügig alles annehmen, was möglich war. Und welche Akzeptanz erfahren diese Arbeiten?

Neben diesen Maßnahmen hat die DFG (und haben auch andere Drittmittelgeber) die Möglichkeit der *kostenneutralen Verlängerung* erleichtert. »Projekte, die durch Corona-Sofortmaßnahmen kostenwirksam verlängert wurden und ihre Projektziele innerhalb der Verlängerung aufgrund der andauernden Einschränkungen nicht erreichen konnten, können im Anschluss an die Sofortmaßnahme nun ebenfalls kostenneutral verlängert werden« (vgl. DFG 2020; siehe auch DFG 2021). Beide Möglichkeiten (Soforthilfe und kostenneutrale Verlängerung), so sinnvoll sie auch sind, erscheinen mir jedoch *nicht ausreichend* zu sein.

Kostenneutrale Verlängerung hilft nur denen, die feste Stellen innehaben; jenen Forschenden, die ihr Leben und ihre weitere Qualifikation mit einer Projektstelle finanzieren müssen, hilft das überhaupt nicht.¹⁴ Bleibt also nur ein ordentlicher *Verlängerungsantrag*. Der macht aber nur dann Sinn, wenn in dem neu beantragten Zeitraum wieder Forschung mit physischem Kontakt durchgeführt werden kann. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz, denn das ist auf absehbare Zeit in vielen Fällen wegen der weiterhin bestehenden Kontakteinschränkungen nicht möglich. Alternative Verfahren der Datenerhebung sind nämlich in bestimmten Fällen nicht möglich, weil sie nicht zur Fragestellung passen (siehe oben).

Daraus ergibt sich eine Fülle von Fragen. Vordringlich sind sicher Fragen nach der *finanziellen* oder *rechtlichen* Weiterführung der Projekte. Was passiert mit Projekten, die gerade angefangen haben und ihre Forschung nicht durchführen können? Was passiert mit Projekten, die mitten in der Arbeit sind? Unter welchen Bedingungen sind Projektverlängerungen möglich, wie sieht es mit der Finanzierung der Mitarbeiter*innen aus? Was wird aus den Masterarbeiten, Dissertationen und Habilitationen, die entweder nicht oder nicht fristgerecht fertiggestellt werden können?

Es wird empirisch zu prüfen sein, wie die Nachwuchswissenschaftler*innen (und ihre Angehörigen) die unterschiedlichen Anforderungen von Qualifikation, Forschung, Onlinelehre, Home Schooling bzw. Kleinkindbetreuung verkraften und ob die Verlängerung um ein Jahr wirklich ausreicht, die zusätzlichen Lasten zu kompensieren. Aus meiner Sicht steht zu befürchten, dass die aktuelle Situation für viele eine massive Überforderung darstellt, was zu einem vermehrten Abbruch von Qualifikationsarbeiten führen wird. Was das für den wissenschaftlichen Nachwuchs, aber auch für die Universitäten bedeutet, kann man sich gut ausmalen.

14 Zu den statusungleichen und geschlechterungleichen Herausforderungen, die Corona zur Folge hat, siehe auch Sawert, Keil (2021).

Die angemessene Erforschung benachteiligter/vulnerabler Gruppen ist nur eingeschränkt möglich

Die Pandemie beeinträchtigt nicht nur die Forschung und die *Forschenden* (und natürlich auch deren Familien und deren beruflichen Ambitionen), sondern auch diejenigen, zu deren Problemen geforscht wird. Dies vor allem, weil das, was sozialwissenschaftliche Forschung an Wissen und Theorien zutage bringt, denen nützt, die beobachtet und untersucht werden. Nicht nur die Naturwissenschaften und die Medizin helfen dabei, die Lebenslagen der Menschen zu verbessern, sondern auch die Sozialwissenschaften. Würde in den nächsten Jahren keine Forschung mehr zu Themen möglich sein, die Feldkontakte zu Menschen aus besonders vulnerablen oder benachteiligten Gruppen zur Voraussetzung haben, dann würde es dort auch keine theoretischen und praktischen Fortschritte geben.

Hinzu kommt jedoch noch ein weiterer Punkt, der aus den unterschiedlichen sozialen Lagen der Beforschten resultiert (ein Punkt, der auch die Effektivität von *home schooling* begrenzt): Die neuen Formen von Forschung haben nämlich digitale Medien und deren Beherrschung zur Voraussetzung – was heißt, dass die Untersuchten selbst über die (teils teuren) Geräte verfügen und zum anderen diese Geräte auch bedienen können müssen. Hier existiert in der deutschen Gesellschaft jedoch (noch) ein großer Graben: auf der einen Seite jene, die das Geld und die Kompetenz haben, solche Geräte zu kaufen, auf dem neuesten Stand zu halten und zu bedienen – auf der anderen Seite des Grabens diejenigen, die (wenn überhaupt) über alte Geräte verfügen und nicht über die Kompetenz, die Medien digitaler Kommunikation zu beherrschen. Oft besitzen Ältere und Menschen mit geringem Einkommen nur ältere Smartphones, mit denen es nicht möglich ist, Skype-Bilder zu übertragen oder an Videokonferenzen teilzunehmen – ganz zu schweigen von Tablets, mit denen man Videoaufnahmen machen könnte.

Dies kann leicht zur Folge haben, dass in der nächsten Zeit nur noch die Geimpften, Jungen, Gebildeten, Vermögenden ihresgleichen untersuchen können. Das bedeutet, dass bestimmte Bereiche unserer Gesellschaft, so zum Beispiel die Lebenswelten der Nichtgeimpften, Nicht-so-Gesunden, der Nicht-so-Gebildeten, der Nicht-so-Vermögenden und der Nichtjungen nicht (mehr) angemessen erforscht werden können.

Zwei verlorene Jahre?

Es gibt optimistische Diagnosen, die zu dem Ergebnis kommen, dass die Coronakrise und ihre Bewältigung mittels digitaler Medien gezeigt hätten, dass empirische Forschung auch ohne Anwesenheit im Feld funktioniert. Manches ist auch sicherlich machbar – wenn die Fragestellung es rechtfertigt, digitale Verfahren bei der Datenerhebung und Datenauswertung einzusetzen, also Videokonferenzen oder Telefonkonferenzen im Team und auch mit den Untersuchten durchzuführen. Aber selbst dann, wenn digitale Verfahren möglich sind, können sie meines Erachtens nur für eine begrenzte Zeit Krücken sein, um die Arbeit so lange weiterzuführen bis wieder physischer Kontakt möglich ist. Sie können nicht, und zwar nicht allein aus erkenntnistheoretischer Perspektive, das neue »Normal« der empirischen Sozialforschung sein, das hoffe ich gezeigt zu haben. Stattdessen sollte man erheblichen geistigen und materiellen Aufwand betreiben, um nach Möglichkeiten zu suchen, neue Formen von Kontakten herzustellen, die sowohl sicher als auch angemessen sind.

Viele Projektleiter*innen und Forschende fühlen sich in der Pandemie hinsichtlich der Folgen, Verantwortlichkeiten, Notwendigkeiten und Veränderungen der wissenschaftlichen Praxis alleine gelassen. Das gilt auch für die, die sich neben der Qualifikationsarbeit um ihre Kinder kümmern müssen. Denn es scheint so, als seien Drittmittelgeber, die Fachgesellschaften und auch die Universitäten der Ansicht, hier hätten vor allem die Antragsteller*innen und die Menschen in der Qualifikationsphase die Bringschuld: Es sei deren Aufgabe, überzeugende Pläne vorzulegen, wie man weiterhin Forschung betreiben bzw. sich qualifizieren kann. Das ist sicherlich zum Teil auch zutreffend – aber da hier ein strukturelles Problem vorliegt, sind sie meines Erachtens nicht alleine zuständig.

Aus meiner Sicht sind hier auch alle *Drittmittelgeber*, zudem die *Fachgesellschaften* und die *Universitäten* in der Pflicht: Sie sollten auch aus eigenem Interesse aktiv daran mitarbeiten, sozialwissenschaftliche Forschung (und Lehre¹⁵) wieder möglich und effektiv und den Erwerb von Qualifikationen unter Coronabedingungen weiterhin möglich zu machen. Zum Beispiel hätte man öffentlich deutlich machen müssen, dass auch sozialwissenschaftliche Forschung kein Freizeitvergnügen von Wissenschaftler*innen ist, sondern dazu dient, gesellschaftliche Praxis und deren Probleme aufzuhellen und zu lösen,

15 Zur meines Erachtens zutreffenden Bewertung dieser Untätigkeit aus Sicht der Studierenden siehe Casper, Kock und Strunz (2021).

somit systemrelevant ist. Es ist irritierend zu sehen, dass zurzeit über diese Fragen Politiker*innen und Mediziner*innen vor Ort entscheiden und die Sozialwissenschaftler*innen und ihre Vertretungen bis auf wenige Ausnahmen stumm bleiben. Denn wenn es nicht möglich ist, bald wieder Forschung zu betreiben, dann droht, dass eine oder gar zwei Jahrgangskohorten von Drittmittel-Projekten nicht durchgeführt oder nicht zu Ende geführt werden und dass die dort beschäftigten Nachwuchswissenschaftler*innen ihre Qualifikationsarbeiten nicht erfolgreich beenden können.

Hier könnten die Drittmittelgeber aus meiner Sicht mehr tun. Zwar sind viele bereit, großzügig die jeweiligen Einzelfälle zu betrachten und Hilfen bereitzustellen, aber generelle Lösungen sind nicht in Sicht, weil man Mitnahmeeffekte vermeiden will. Hilfreich wäre meines Erachtens, wenn es für eine bestimmte Zeit einfacher wäre, Verlängerungsanträge zu stellen, die über die bislang bewilligte Soforthilfe von drei Monaten hinausgehen. So sollte eine coronabedingte Verlängerung von bis zu zwölf Monaten in einem *vereinfachten Verfahren* möglich sein. Nur so kann man vermeiden, dass Projekte ohne Ergebnis abbrechen.

Auch sollten die Drittmittelgeber sich klar positionieren, wie man in Zukunft mit Projekten umgehen möchte, die aufgrund ihrer Forschungsfrage Verfahren zum Einsatz bringen, die einen physischen Kontakt notwendig machen. Werden diese Projekte (solange Corona nicht endgültig eingedämmt ist) prinzipiell abgelehnt oder mit einer Sperrfrist belegt oder werden sie im gleichen Verfahren wie alle anderen bewilligt bzw. abgelehnt und dann kommt es auf das Glück an, ob die Forschung auch durchgeführt werden kann. Was passiert mit neu beantragten Projekten? Steht hier die gleiche Menge an Geld zur Verfügung wie früher oder ist damit zu rechnen, dass aufgrund der Verlängerung vieler Projekte, neue Projekte später oder gar nicht bewilligt werden? Noch ist das alles völlig unklar – weil sich zum Beispiel die Drittmittelgeber dazu öffentlich bislang nicht äußern. Natürlich ist es hilfreich, wenn die sich im Vorfeld wegen der Dynamik der Entwicklung nicht grundsätzlich auf eine bestimmte Regelung festlegen wollen, haben sie doch so mehr Gestaltungsspielräume für die Einzelfälle. Andererseits wüssten Wissenschaftler*innen, die einen Antrag stellen wollen, gerne, was sie für eine erfolgreiche Antragstellung zu Zeiten der Pandemie berücksichtigen müssen. Insgesamt scheint es mir so zu sein, dass noch erheblicher Kommunikationsbedarf besteht, dass die einzelnen Institutionen, also die Universitäten und Forschungsinstitutionen, die Fachgesellschaften, die Dritt-

mittelgeber und die Politik zusammen mit den Wissenschaftler*innen darüber debattieren müssen, welche gesellschaftlichen Probleme und Felder man trotz der Bedrohung durch Pandemien auch weiterhin untersuchen muss und wie die Zukunft der (qualitativen) Forschung aussehen soll.

Literatur

- Basch, Johannes / Melchers, Klaus / Kurz, Anja / Krieger, Maya / Miller, Linda 2020: It Takes More Than a Good Camera: Which Factors Contribute to Differences Between Face-to-Face Interviews and Videoconference Interviews Regarding Performance Ratings and Interviewee Perceptions? *Journal of Business and Psychology*. doi:10.1007/s10869-020-09714-3.
- Casper, Matthias / Kock, Kira / Strunz, Timo 2021: »Wer nichts produziert, hat nichts zu melden«. Die Politik macht sich in der Pandemie mehr Gedanken über Gartenmärkte als über Universitäten. *Süddeutsche Zeitung* vom 12. April 2021.
- DFG 2020: Ausweitung der finanziellen Unterstützung für DFG-geförderte Forschungsarbeiten während der Coronavirus-Pandemie. Information für die Wissenschaft Nr. 93, 8. Dezember 2020.
- DFG 2021: Coronavirus-Pandemie und Lockdown: DFG weitet Finanzhilfen für geförderte Forschungsprojekte aus. Pressemitteilung Nr. 6, 26. März 2021.
- Hirschauer, Stefan 2014: Intersituativität. Teleinteraktionen jenseits von Mikro und Makro. In Bettina Heintz / Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion, Organisation, Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie, 109–133.
- Knorr-Cetina, Karin 2012: Skopische Medien. In Friedrich Krotz / Andreas Hepp, (Hg.), *Mediatisierte Welten*. Wiesbaden: Springer VS, 167–196.
- Santana, Francisca N. / Hammond Wagner, Courtney / Berlin Rubin, Nina et al. 2021: A path forward for qualitative research on sustainability in the COVID-19 pandemic. *Sustain Sci*, vol. 16, 1061–1067.
- Sawert, Tim / Keil, Maria 2021: Reconfigurations in scientific work: The COVID-19 pandemic and its effects on knowledge production in German Sociology, Manuskript im Begutachtungsverfahren.
- von Kleist, Heinrich 1964 [1878]: Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In Heinrich von Kleist, *Anekdoten, Kleine Schriften*. München: DTV. 53–58.